

Title	<Aufsätze: 2. Geschichte und Zeit> "Generation" als Maßeinheit der geschichtlichen Zeit
Author(s)	RODI, Frithjof
Citation	Interdisziplinäre Phänomenologie = Interdisciplinary Phenomenology (2004), [1]: 57-64
Issue Date	2004
URL	http://hdl.handle.net/2433/188176
Right	© 2004, Lehrstuhl für "Philosophy of Human and Environmental Symbiosis" an der "Graduate School of Global Environmental Studies", Kyoto University published by the Chair of Philosophy of Human and Environmental Symbiosis, Kyoto University
Type	Departmental Bulletin Paper
Textversion	publisher

"Generation" als Maßeinheit der geschichtlichen Zeit

Frithjof RODI

I

Es gehört sicher zu den Urerfahrungen der Menschheit, daß das Individuum nicht in einer Horde gleichalter und gleichstarker Mitmenschen lebt, sondern Bestandteil eines nach Altersstufen gegliederten Beziehungsnetzes ist. Wie sich dieses Netz auch nach Kulturen und Traditionen verschieden ausdifferenzieren mag, - eine bestimmte Struktur dürfte als allgemeinste Erfahrung überall dieselbe sein: die Erfahrung des im „Mannesalter“ stehenden Menschen, daß „über“ ihm die Generation seiner Eltern und „unter“ ihm die seiner Kinder steht. Oder, vom Kind aus gesehen, die Erfahrung, daß es „hinter“ den Eltern eine weitere Instanz gibt, nämlich die Alten, die sich als Eltern der Eltern erweisen.

1. Ein Zusammenleben von drei Generationen ist auch heute noch in vielen Teilen der Welt, vor allem in ländlichen Gebieten, eine selbstverständliche Realität. Auf dem traditionellen deutschen Bauernhof übergibt der älter gewordene Bauer in einem gewissen Alter den Hof seinem Sohn und zieht sich zusammen mit seiner Frau auf das „Altenteil“ zurück. Beide nehmen weiterhin an der Arbeit im Haus und auf den Feldern teil und werden von den Erben versorgt. Die Kinder auf dem Hof erleben diese Gemeinschaft als Grundstruktur der Familie. Sie erlebten in den Zeiten vor der Technifizierung der Landwirtschaft den Unterschied zwischen den Generationen in erster Linie als einen solchen der physischen Leistungsfähigkeit. Nur der Vater war in der Lage, einen von Tieren gezogenen Pflug schnurgerade durch den Acker zu führen, große Bäume zu fällen, einen Stier an der Kette zu führen. Die Großeltern dagegen hatten mehr Muße und konnten, wenn kein Streit im Haus herrschte, zur Erziehung der Enkel beitragen. Durch die technischen Hilfsmittel sind diese Unterschiede heute sehr zurückgedrängt. Auch der vierzehnjährige Junge kann bei einiger Geschicklichkeit mit dem Traktor ein Feld pflügen; auch der Großvater kann, was die physische Kraft angeht, einen Mähdrescher bedienen. Gleichwohl dürfte die Grunderfahrung des Zusammenlebens von drei Generationen in diesen von der Tradition geprägten Verhältnissen erhalten geblieben sein.

Fragt man nach dem hier gebrauchten Begriff der Generationen als Maßeinheit der geschichtlichen Zeit, so wird man aufmerksam auf die rein statischen Bezüge im Verhältnis der Altersstufen. In der Reihe der Vorfahren gab

es immer schon diese Kette, in der sich Alte und Junge aneinanderreihen und sich in immer gleicher Weise Arbeit, Verantwortung und Muße teilen. Es war im Prinzip unwichtig, seit wie viel Generationen die Familie auf dem Hof saß. Es gab keine in Generationen zu messende Entwicklung. Mochte der eine oder andere Vorfahr auch tatkräftiger, sparsamer oder verschwenderischer gewesen sein als andere, - solange der Hof in der Familie blieb und man sein Auskommen hatte, gab es wenig Grund, eine Familiengeschichte zu schreiben.

Ähnliche Verhältnisse könnte man vielleicht bei traditionellen Handwerkerfamilien aufzeigen, bei denen die Werkstatt denselben Bezugspunkt der Familie darstellt, wie der Hof für die Bauern. Solange der Vater als Meister jeweils dem Sohn die Werkstatt weitergab, herrschten auch hier statische Verhältnisse in dem Sinne vor, daß eine Entwicklung in Generationsschritten nicht stattfand. Erst mit dem Aufkommen technischer Innovationen konnte so etwas wie ein historisches Bewusstsein entstehen. Man konnte nun sagen: „Mein Großvater hat noch ...“, „mein Vater konnte noch ...“ und meinte damit in Vergessenheit oder außer Übung geratene Fertigkeiten und Handwerksregeln.

2. Ein neuer Aspekt des Phänomens „Generationen“ zeigte sich dort, wo in den Zeiten des Frühkapitalismus die Produktion von und der Handel mit Waren von den Schranken des Handwerks losgelöst wurden. Im Gegensatz zur Traditionsgebundenheit von Bauernhof und Werkstatt traten jetzt Gründerpersönlichkeiten auf, die durch Nennung ihres Namens, vielleicht auch ihrer Produkte und Waren eine registrierte „Firma“ bildeten. Diese Personalisierung bewirkte auch eine Stärkung der Position des Gründers innerhalb des Beziehungsgeflechtes der Generationen. Der „Chef“ war weder auf besondere physische Kraft noch auf handwerkliche Geschicklichkeit angewiesen, sondern auf unternehmerische Energie, Weitblick, Durchsetzungsvermögen und Kapital. Auch noch als Senior in hohem Alter konnte er bei entsprechender Gesundheit sein kleines Imperium beherrschen.

Für das Gedeihen einer „Firma“ war also zunächst die Persönlichkeit und Fähigkeit des Gründer-Patriarchen ausschlaggebend. Da dieser aber in der Regel sein Lebenswerk an seine Kinder und Enkel weitergeben wollte, ergab sich eine neue Art der Beziehung zwischen den drei Generationen. Die Einbeziehung der Jüngeren und Jüngsten war nicht mehr eine Sache der Arbeitsteilung innerhalb eines statischen Gefüges, sondern bedeutete Schritte der Entwicklung im „Leben“ der Firma. Firmen, wie sie sich im rauhen Klima des Geschäftslebens gegen Konkurrenz behaupten müssen, haben *Geschichte*. Die Schritte von einer Generation zur nächsten sind in zweifacher Hinsicht geschichtlich: sie verändern

die Welt durch den jeweils verschiedenen Arbeitsstil der Generationen. Dieser ist seinerseits mitbedingt durch die sich wandelnde familiäre Situation der jeweiligen Firmenbesitzer. Dies lässt sich am besten illustrieren durch die Geschichten von Aufstieg und Fall einer Firma im Fortgang von einer Generation zur anderen. Das klassische Beispiel hat Thomas Mann in seinen „Buddenbrooks“ vorgeführt. In enger Anlehnung an die Geschichte seiner eigenen Familie zeigt er den Weg von vier Generationen einer hanseatischen Kaufmannsfamilie vom tatkräftigen, aber geistig schlichten Gründer bis zum verfeinerten und schwächlichen Urenkel. Den Höhepunkt der finanziellen und gesellschaftlichen Position der Familie, aber auch ihren Absturz, erreicht die dritte Generation, ein Phänomen, das es auch sonst im Wirtschaftsleben zu geben scheint.

Eine Parallele dazu, die Thomas Mann noch nicht kennen konnte, bildet in etwa das Schicksal der Essener Industriellenfamilie Krupp. Auch hier bleibt die Generation des Gründers deutlich im Schatten der Erfolge, die in der zweiten Generation durch Alfred Krupp, den Erbauer der berühmten „Villa Hügel“, erreicht werden. Eine Wendung zur Überfeinerung und Morbidität zeigt sich zwar schon in der folgenden Generation. Die Dynastie kann sich aber noch für zwei weitere Generationen an der Spitze des Unternehmens halten, bis schließlich ein unglücklicher Playboy auf die Macht verzichtet.

In beiden Geschichten spielt das uralte kulturkritische Thema der Verfeinerung eine zentrale Rolle. Es ist mit dem Thema „Aufstieg und Fall“ aufs engste verbunden und wurde schon bei den Römern am Beispiel ihrer eigenen Geschichte analysiert. Daß die Geschichte nicht linear fortschreitet, sondern immer wieder in zyklischen Strukturen verläuft, haben Geschichtsphilosophen bis hin zu Oswald Spengler behauptet. Es ist dabei vielleicht nicht von zentraler Bedeutung, ob man die Wende vom Aufstieg zum Verfall eher in einem verderblichen Luxus sieht, oder - wie bei Spengler - in einem Gesetz des organischen Wachstums, demzufolge auf eine Zeit der Blüte immer eine solche des Reifens und Welkens folgen muß.

Entscheidend für unser Problem ist der Rhythmus des Prozesses. Hier erst wird die Kategorie der Generation zu einer Maßeinheit. Um noch einmal auf den Zusammenhang von Firmen- und Familiengeschichte zurückzukommen: Die Familie selbst entwickelt ein Bewusstsein dafür, was in den vorausgegangenen Generationen noch üblich war und nun bestaunt oder belächelt wird. Tradierte Werte werden hinterfragt, Geschäftsgrundsätze leichtfertig oder mit schlechtem Gewissen aufgegeben, die Genealogie der Dynastie gepflegt und in Familienporträts festgehalten. Sowohl in den Buddenbrooks als auch bei den Krupps bedeutet der

Bau eines repräsentativen Hauses einen Höhepunkt, der allerdings nicht in gleicher Weise den Beginn des Abstiegs bedeutet.

Gegenüber den statischen Verhältnissen in traditioneller Landwirtschaft und Handwerk ist es nun sinnvoll, in Generationsschritten zu messen. Aber es handelt sich nicht mehr um die quasi nur biologische Abfolge von Geschlechtern, sondern um die Heraushebung von Schritten eines Entwicklungsprozesses. Es wäre zu fragen, ob nicht hier die letzten Wurzeln des geschichtlichen Bewusstseins liegen. Wäre der Satz, daß das Sein das Bewusstsein bestimmt, in dem Sinne anwendbar, daß wir sagen: Erst dort (schon in der Antike), wo eine Familie Schritt um Schritt den überkommenen Gleichklang verließ und sich von Generation zu Generation ein eigenes Herrschaftsgebiet schuf (und vielleicht auch wieder verlor), konnte ein Sinn für Geschichte entstehen?

Wir müssen diese Frage hier offen lassen. Sie greift vielleicht zu kurz, weil der hier zugrunde gelegte Generationsbegriff letztlich doch noch zu naturalistisch bleibt. Die ganze Fragestellung ist da noch verankert in der biologischen Tatsache der Geschlechterfolge. Wir operieren heute zunehmend mit einem anderen Generationsbegriff, der aus der historischen Besinnung des 19. Jahrhunderts erwachsen ist und eine adäquatere Kategorie für die geschichtliche Welt darstellt.

II

1. Wir können zunächst ausgehen von dem heutigen Sprachgebrauch in Deutschland, wo das Wort „Generation“ Hochkonjunktur hat. Spätestens, seitdem die Studentenbewegung der späten sechziger Jahre Geschichte geworden ist und die Revolutionäre von damals in wichtige Positionen des öffentlichen Lebens aufgerückt sind, bezieht man sich auf sie ständig mit dem Zusatz „Generation“. Dies geschieht nicht nur aus der Perspektive der Jüngeren, die sich nach bewährtem Muster von den Älteren abgrenzen wollen. Unsere Gesellschaft als ganze scheint diesen Begriff zu lieben. Vermutlich entspricht er dem Bedürfnis, die komplizierten und unübersichtlichen Pluralismen, in denen wir stehen, dadurch zu vereinfachen, daß wir dieses Leben auf einige große Hauptnenner bringen. Zum Beispiel scheint vieles an der derzeitigen Regierungskoalition verständlicher zu werden, wenn man die Protagonisten als Angehörige jener Generation sieht. Dieses Bedürfnis nach Erklärung, ja, sogar Diagnose, ist sicher auch im Spiel, wenn man von der „Kriegsgeneration“ spricht. Dabei bezieht man sich nach meiner Beobachtung nicht so sehr auf den soldatischen Einsatz an der Front, als vielmehr auf die Leiden, die das Militär und die Zivilbevölkerung in gleicher Weise ausstehen hatten. Das Wort „Kriegsgeneration“ will häufig eine (von Respekt

oder Mitleid bestimmte) Erklärung geben für gewisse, heute als befremdlich wirkende Haltungen und Verhaltensmuster, etwa beim Umgang mit Lebensmitteln.

In all diesen Fällen ist der Bezug zur biologischen Geschlechterfolge insofern noch vorhanden, als man in einem vagen Sinn mit der „Kriegsgeneration“ die Großeltern und mit der „Generation der Achtundsechziger“ die auf der Höhe des Lebens Stehenden meint. Aber wer genau rechnet, wird hier nicht auf die Distanz von jeweils etwa 30 Jahren kommen, die man üblicherweise für den Abstand zwischen den Generationen annimmt. Die eher gefühlsmäßigen Abgrenzungen und Charakterisierungen entspringen, wie ich glaube, nicht dem Gegensatz zwischen Eltern und Kindern. (Ein solcher Gegensatz war eine entscheidende Komponente der Studentenrevolte.) Sie haben vielmehr zu tun mit dem Bedürfnis, Lebensformen und -stile in ihren Unterschieden herauszustellen. Das Erklärungsbedürfnis scheint dabei manchmal in eine Art ästhetischer Beschreibung unserer jüngsten Geschichte überzugehen. Die unentwegten Bemühungen, den Geist der „Zwanzigerjahre“, der „Fünfziger“, neuerdings der „Neunziger“ zu beschwören, sind nur Konkretisierungen dieses Zugangs zur Geschichte.

Dies ist kein neues Phänomen. Der lebhaft empfundene Unterschied zwischen dem üppigen Rokoko („Louis Quinze“), dem strengeren „Louis Seize“ und der Wiederauferstehung Roms im „Empire“ wurde nicht nur von Kunstkennern registriert. Auch er war ein Unterschied der Lebensstile, wie sich aus dem Einfluß Rousseaus auf den Stil des „Louis Seize“ belegen lässt. In der rückschauenden Vergegenwärtigung solcher Wandlungen lag zugleich das Bedürfnis, sich eines eigenen Standpunktes zu vergewissern in einer revolutionär bewegten Zeit.

Dieses Bedürfnis scheint mir auch im heutigen Deutschland eine der Quellen des Denkens in „Generationen“ zu sein. Wir sind aus der beschaulichen Bundesrepublik, mit ihrer provisorischen Hauptstadt Bonn, ihrem „rheinischen Kapitalismus“ und ihrer festen Verankerung im westlichen Bündnissystem, herauskatapultiert worden in eine „Berliner Republik“, deren Klima frostig ist. Niemand weiß, wohin der Weg führt. Da mag es angezeigt sein, sich des bisherigen Ganges zu vergewissern. Nicht in kritischer Abrechnung; das ist nicht der Stil dieser Jahre. Eher auf der Suche nach derjenigen Kontinuität, mit der man sich gerade dann identifizieren kann, wenn man um das Auf und Ab der Geschichte weiß.

Der Begriff der Generationen wird damit zum Maß einer anderen Zeit. Es geht hier nicht mehr um den schrittweisen Gang der Geschichte im Weiterreichen der Stafette, sondern um die schubweise Herausbildung von Gemeinsamkeiten, wie

sie unter im wesentlichen gleichaltrigen Menschen artikuliert werden. Dies mag, wie im Fall der „Kriegsgeneration“, eher eine Form der Schicksalsgemeinschaft sein, oder, im Fall der „68er Generation“, eher der Ausdruck einer selbstgewählten, intensiv gewollten Bewegung. Entscheidend ist die Gemeinsamkeit im Bewusstsein einer alle verbindenden Erfahrung und die damit gegebene Abgrenzung gegenüber Früheren oder Späteren. Dieses Bewusstsein kann entweder von den Angehörigen einer solchen Generation selbst deutlich artikuliert sein oder als Charakterisierung von außen herangetragen werden.

2. Wir hatten den Begriff der Generation zunächst in seiner Anwendung auf die statische Familienstruktur in traditionell ländlichen Verhältnissen betrachtet. Mit der Unternehmerfamilie, die ihr Wohl und Wehe an eine Firma bindet, rückte ein anderer Aspekt dieses Begriffs in den Vordergrund. Indem nicht mehr von den Alten und Jungen geredet wurde, sondern von einer zweiten, dritten usw. Generation, zeigte sich die Möglichkeit, den Begriff „Generation“ als Kategorie des historischen Prozesses und Wandels zu verstehen, in der auch eine Wertung impliziert sein kann. Aber auch dieser Gebrauch des Begriffs erwies sich noch als geleitet von dem natürlichen Faktum der Generationenfolge. Mit der Ablösung von diesem Grundschema ergab sich ein quasi metaphorischer Gebrauch des Wortes. Während in den beiden zunächst behandelten Möglichkeiten im Begriff der Generation immer die Abhebung gegenüber einer älteren und einer jüngeren Altersgruppe impliziert bleibt, konzentriert sich der quasi metaphorische Gebrauch des Wortes auf das Bewusstsein von Gemeinsamkeit (eines Schicksals, eines Wollens, eines Lebensstiles), das „schubweise“ auftritt und auch in der Betrachtung von außen akzentuiert werden kann.

Diesen Gebrauch hat Wilhelm Dilthey eingeführt und begründet, und zwar zunächst in seinem Aufsatz über Novalis (1865), dann fortgeführt in der Abhandlung *Über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat* (1875). Er unterscheidet zwei Möglichkeiten des Gebrauchs des Wortes. Man kann mit „Generation“ einen *Zeitraum*, nämlich ca. 30 Jahre, bezeichnen, der sich von der Geburt eines Individuums bis zum Auftreten eines „neuen Jahresringes am Baum der Generation“ erstreckt. In diesem Sinn können wir einen zeitlichen Abstand durch die Anzahl verflossener Generationen messen. Mit dem zweiten Begriff von Generation begründet Dilthey den Gebrauch einer Kategorie der Geisteswissenschaften: „Generation ist alsdann eine Bezeichnung für ein Verhältnis der Gleichzeitigkeit von Individuen.“ „Diejenigen, welche in den Jahren der Empfänglichkeit dieselben leitenden Einwirkungen erfahren, machen zusammen eine Generation aus.“ Sie sind dann „trotz der Verschiedenheit hinzutretender anderer Faktoren zu einem homogenen Ganzen verbunden.“ In

diesem Sinn faßte er A.W. Schlegel, Schleiermacher, Alexander von Humboldt, Hegel, Novalis, Friedrich Schlegel, Hölderlin, Wackenroder, Tieck, Fries und Schelling zu einer Generation zusammen.

An diesem Verfahren ist hervorzuheben, daß Dilthey nicht alle gleichzeitig Geborenen zu einer solchen Einheit zusammenfasst. Er spricht von einem „engeren Kreis von Individuen, welche durch Abhängigkeit von denselben großen Tatsachen und Veränderungen, wie sie in dem Zeitalter ihrer Empfänglichkeit auftraten“, miteinander verbunden sind. Eine Generation in diesem Sinn wird also von einer Art Gruppe gebildet, die in ihrem Auftreten den Prozeß der Geschichte ein Stück weiterbringt. Zur Gleichzeitigkeit muß die Gemeinsamkeit hinzukommen, wie sie sich aus der „Abhängigkeit von denselben großen Tatsachen und Veränderungen“ ergibt.

Es ist offenkundig, daß diese für die Wissenschaftsgeschichte konzipierte Kategorie nicht durchweg der entspricht, die wir oben versuchsweise für Phänomene der politischen Geschichte angewandt haben. Gemeinsam aber ist die Betonung einer Verbundenheit, die sich nicht durch die Chronologie der Abfolge von Jahrgängen, also das zufällig Gleichzeitige, ergibt.

3. Wenn ich diese Betrachtungen mit einem persönlichen Wort abschließen darf, so möchte ich aus eigener Erfahrung die von Dilthey betonte Abhängigkeit von einschneidenden Veränderungen als generationsbildend betonen. Wer das Frühjahr 1945 als die „Stunde Null“ der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts in den „Jahren der Empfänglichkeit“ erlebt hat, wird geneigt sein, von dieser Erfahrung aus eine Gemeinsamkeit der Gleichaltrigen anzunehmen. Es ist allerdings eine weit über mögliche Gruppierungen hinausgehende Bestimmtheit durch äußere Geschehnisse und Veränderungen. Für die männliche Jugend in Deutschland hatte der militärische Apparat der Nazi-Regierung eine Abstufung hinsichtlich der Dienstverpflichtung vorgenommen: Die Vierzehn- bis Fünfzehnjährigen waren in der Regel vom Einsatz mit Waffen befreit, konnten aber auf freiwilliger Basis in der Uniform der „Hitlerjugend“ an Kämpfen teilnehmen. Mit dem nächst höheren Jahrgang, also den im Jahre 1929 Geborenen, begann die obligatorische Teilnahme an paramilitärischen Einsätzen. Die Jungen wurden in Lagern an bestimmten Waffen, z.B. der legendären „Panzerfaust“ ausgebildet, sind aber nicht mehr in größerer Zahl eingesetzt worden. Die wiederum nur ein Jahr Älteren gehörten bei Kriegsende zur so genannten „Heimatflak“. Sie waren in ihren Heimatorten an Geschützen der Flugabwehr eingesetzt, hatten aber gleichzeitig noch den Status von Gymnasiasten. Mit dem nun folgenden Jahrgang 1927 kommen wir zu einem neuen Typus von Dienstverpflichtung, nämlich dem so genannten „Reichsarbeitsdienst“. Mit dieser Organisation hatte Hitler schon vor dem Zweiten

Weltkrieg eine paramilitärische Vorbereitung für den eigentlichen Militärdienst geschaffen und die jungen Männer systematisch für den Krieg vorbereitet. Im letzten Stadium des Krieges waren diese „Arbeitsmänner“ eine Art Ersatztruppe des regulären Heeres und mussten auch Verluste hinnehmen. Erst mit dem Jahrgang 1926 erreichen wir die regulären Soldaten, die im letzten Kriegsjahr eingezogen wurden und noch alle schlimmen Kriegserfahrungen, wie Kampf, Verwundung und Gefangenschaft zu erleiden hatten.

Was nun die bleibenden Erfahrungen in den Jahren unserer „Empfänglichkeit“ betrifft, so ist leicht einzusehen, wie groß die Unterschiede der Erlebnisse und damit auch der Gefühle von Gemeinsamkeit sein mußten. Ich selbst gehöre zu der damals jüngsten der vier genannten Gruppen und empfinde noch heute, nach beinahe 60 Jahren, einen deutlichen Unterschied zu denen, die - obwohl nur vier Jahre älter - den Krieg als reguläre Soldaten mitgemacht haben. Aber auch die nur ein Jahr Älteren, die noch an richtigen Waffen ausgebildet wurden, haben für mich lange Zeit einen Erfahrungsvorsprung gehabt, der durch nichts einzuholen war. Ich habe sie zwar nicht beneidet oder bewundert, aber doch aus einer Distanz heraus gesehen, die sich durch den Abstand von einem Jahr alleine nicht erklären lässt.

Solche extremen Ausdifferenzierungen kann es nur dann geben, wenn äußere Ereignisse Zäsuren darstellen, die den Charakter von Wasserscheiden haben. Man stammt dann entweder von der einen oder der anderen Seite des Gebirges und bleibt seiner „Heimat“ ein Leben lang verbunden. Ein solches Ereignis war in der jüngsten deutschen Geschichte das Ende des ostdeutschen Staates DDR. Für die dort Lebenden muß dieser Umbruch eine ähnliche Ausdifferenzierung nach Jahrgängen bedeuten und zu neuen Gefühlen der Gemeinsamkeit und Fremdheit zwischen den verschiedenen Altersstufen geführt haben.

Damit erreichen wir einen letzten Aspekt des Begriffs „Generation“ in ihrer Anwendung auf die Geschichte. Gegenüber dem ästhetisch-stilgeschichtlichen Unterscheiden einzelner „Schübe“ von Erlebnisgestalten oder Lebensstilen, wie man sie häufig ganzen Jahrzehnten („Fünfziger Jahre“ usw.) gegenüber vornimmt, bedeutet die Anbindung an bestimmte einschneidende Ereignisse und ihr Vorher und Nachher eine stärkere realgeschichtliche Periodisierung. Aber auch sie geht aus von dem inneren Erleben. Und zwar nicht nur von dem unmittelbaren Niederschlag, den die Ereignisse in den Seelen der Individuen finden, sondern vor allem von den Gemeinsamkeiten und dem Bewußtsein dieser Gemeinsamkeiten in neuen Formen der Identität.